



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 67.

Montag, 21. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(16. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Marxgraff.

(Nachdruck verboten.)

Der Hausherr hatte beide Hände in die Seite gestemmt und betrachtete noch immer die Schwester, die mit der zarten Röte auf der Wange, den wie in schamhafter Verlegenheit gesenkten Wimpern wie ein ganz junges Mädchen erschien.

„Daß dich, daß dich!“ wunderte er sich und plötzlich hatte er sie um die Taille gefaßt, „Mädel, wir müssen tanzen ... Kannst du Wadeltanz?“

Und als sie herbe ablehnend mit hochmütigem Erstaunen verneinte, da wollte er ihr dies neueste Produkt der Tanzkunst vorführen, piffte sich selber Melodie und wadelte, daß es eine Art hatte.

„Siehst du! So! Famos, was? — Natürlich, wenn man in seinen Grenzen bleibt. Aber Walzer kannst du — Traut' du bist die einzige, die menschlich spielt, — mal die „blaue Donau“.“

Das Nichtchen flog hellauflachend in das Nebenzimmer, und vor dem Flügel, mit dem Füßchen wippend, gab sie die Melodie mit scharf rhythmischem Schwung, wenn auch nicht immer ganz richtig in der Tonfolge an.

Und Herr von Massenbach hatte die Schwester um die Taille gefaßt und zwang sie, sich ihm und dem Rhythmus des Tanzes zu fügen. Immer um den Tisch herum ging es, und sogleich folgte ein zweites Paar, Jakob mit Susanne im Arm.

Und sie tanzten mit einer Hingebung, als ob das Leben noch nichts Schwereres von ihnen verlangt hätte als das Walzertanzen.

Frau von Massenbach sah, den Strumpf über den Stopfpilz gezogen, die eingefädelte Nadel in der Rechten, behaglich zu und lachte über das ganze liebe Gesicht.

Reuend und feuerrot, auf der Stirn dicke Schweißperlen, machte der Hausherr endlich Halt und ließ die zarte, schlante Gestalt aus den Armen. „Uff, war das eine Arbeit.“

„Na, siehste, Thilbchen, 's ging ja noch. Waren fein im Tritt, was? Man muß 'm Menschen nur zureden.“

Rechtthildis hatte die Hand auf das Herz gepreßt, als wollte sie dessen atemraubendes Klopfen ersticken.

Sie wollte zürnen über die ungestüme Vergeßlichkeit ihres „Ich“, und dennoch lächelte sie, ein mühsames und dennoch ein wirkliches von innen herausquellendes Lächeln.

Es war etwas in ihr, etwas Wertwürdiges, das sie zwang, diesen frohen Menschen nicht die heitere Stimmung zu verderben.

Da kam es herangeflogen und faßte ihre Hand und huschelte sich eng an sie heran: „Tantchen, liebes Tantchen, du spielst so einzig Klavier. Mutter sagt es, spiel' uns etwas.“

Und von der anderen Seite: „Tantchen, bitte.“

Sie fühlte sich gezogen und geschoben und saß, ehe sie es sich versah, auf dem Drehsessel vor dem Flügel des Wohnzimmer und fühlte ihre Füße in dem Bärenfell davor versinken.

Und wenn sie auch das niederdrückende Gefühl hatte, daß sie hier, um mit der Bibel zu reden, „ihre Perle vor die Säue warf“, lagen doch, fast ohne daß sie es wollte, ihre Hände auf den Tasten, und der erste Satz von Beethovens Mondscheinsonate schwebte durch das Gemach, hauchleise, mit samtweichem Anschlag, fast unirdisch zart, mit der

perlegenden, über jedem Tadel stehenden Technik des großen Künstlers.

Rechtthildis war eine tüchtige Spielerin und hatte ein ausgezeichnetes musikalisches Gedächtnis, und so folgte ein Stück auf das andere, lauter Kompositionen unserer ersten Meister.

Wer sonst Fräulein von Massenbachs Spiel gehört, hätte vielleicht die feineren dramatischen Schattierungen vermisst, die in letzter Linie wohl nur das stark ausgeprägte Eigenempfinden dazugeben kann.

Aber heute vibrierte ein Etwas in dem Klange der Saiten mit, das ihr selbst neu und fremd war, etwas Beklemmendes Süßes und dennoch seltsam Bedrohliches, dem sie suchend nachging und das ihr immer wieder verschwand. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann.

Dem Stubenmädchen, das mit unterdrückter Stimme meldete, das Abendbrot werde kalt, hatte der Freiherr ärgerlich abgewinkt, und während die beginnende Dämmerung, unter den Möbelstücken hervortretend, den ganzen Raum in ihre Schatten zu hüllen begann, saßen diese müden, abgearbeiteten Menschen, über deren Geistesniveau die Spielerin sich hoch erhaben dünkte, in Sesseln und Sesselchen hingehockt und lauschten andächtig, was die großen Meister des Volkes ihnen geschenkt.

Rechtthildis hatte, in ihr Spiel vertieft, nicht beachtet, daß die Türe aufgegangen war und ein feiner, kaum merkbarer Luftzug sie gestreift hatte.

Jetzt ließ sie ganz plötzlich die Hände von den Tasten sinken und stand auf.

„Ich kann nicht mehr“, sagte sie leise.

Und da fühlte sie es sich heranhuscheln, junge Körper, die sich an sie herandrängten, einen weichen Arm um ihre Taille, warme Lippen auf ihrer Hand: „Tausend, tausend Dank, Tante. Ach, war das schön!“

„Mädel, Mädel, du hast die Jahre, die du fern warst, gut ausgenutzt. Bist ja eine Künstlerin.“

Das war des Bruders laute Stimme aus dem Dunkel heraus, in dem überschnappenden Ton, der bei ihm, wie sie wohl an ihm kannte, den Höhepunkt der Rührung kennzeichnete und der ihr, sie wußte nicht wie, heute so seltsam eigen an das Herz griff.

Und über dem allen ein breites, volltönendes Organ: „Meisterhaft.“

Nichts weiter als: „Meisterhaft.“

Aber Rechtthildis war, als hätten diese wenigen Silben Sturmesgewalt, und sie fühlte den Boden unter sich wanken, auf dem sie so unverrückbar fest zu stehen geglaubt.

5. Kapitel.

Forstmeister von Reichwange kehrte von einem Inspektionsgange durch den Wald nach Hause zurück. Das staltliche Haupt hielt er gesenkt, die Stirn gekraust, so, wie jemand, den grübelndes, unerfreuliches Sinnen in Ketten und Banden hält.

Der begleitende Hühnerhund, der fast menschlich zum Gesicht seines Herrn aufgesehen hatte, begann ihn plötzlich in lustigen Sprüngen zu umkreisen und hatte diesen, Weg und Steg nicht achtend, beinahe zu Fall gebracht.

Herr von Reichwange schrat empor, und als er gerade in diesem Augenblick das sonnenbelichtete Rund der Waldwiese vor seinem Hause betrat, verhielt er den Schritt und legte die Rechte leicht beschattend über die Augen.

„War nicht dort? — Da, die schlanke Gestalt? Das blonde Haar mit dem stimmernden Silberschein? — Natürlich die Gaste war's, die Leonies Hemdchen und Röddchen auf die Leine hing — und am Alltag im weißen, gestickten Kleid und den blonden Schopf zu einer modernen Turbanfrisur gezwängt. 's war . . .! Wo da wohl Zucht und Ordnung herrschte, wenn das Gesinde werktags wie zum Fastnachtsball einherging. Verslirte Zucht! — Und er? Er war wohl ganz und gar aus der Fassung gekommen. Wo er ging und stand sah er seit gestern die schlanke, vornehme Frauengestalt. Hätte jetzt beinahe die Gaste, diese Chausseewalze.“

Er lachte, ärgerlich über sich selbst und pfiff der Leda, die sich seitwärts ins Dickicht verloren.

„Leda, hierher! — Fehlte noch, daß die sich angewöhnte, auf eigene Faust spazieren zu gehen! — Und er? Wenn er nur wüßte. — Sie hatte doch nichts, rein gar nichts getan. — Denn so über die Wiese daherkommen und einem schreienden Kindchen eine Blume bringen . . . 's hätte schließlich jede getan, die nicht ganz verhärtet war. Im Gegenteil, er konnte sie nicht leiden, er verabscheute sie. Er brauchte nur an diesen hochmütig geschlossenen Mund, an die halbgeschlossenen Lider zu denken, das kaltherzige Ablehnen jedes Verständnisses für die heikle Lage ihres Bruders und dessen Familie, dieser warmherzigen, arbeitsfrohen Prachtmenschen, und er fühlte, wie es in ihm kochendheiß zu sieden begann.“

Auf seiner hellen Stirn, die sich scharf von dem gebräunten Gesicht abhob, lag dunkle Glut, als er, den Jägerhut schon in der Hand, die große Halle seines Hauses betrat.

Da schlug die eichene Dielenuhr mit den facettiert geschliffenen Scheiben dumpfen Klanges die dritte Stunde, und in der nämlichen Sekunde war der Forstmeister an der Tür seines nach hinten hinaus belegenen Privatimmers: „Daß dich, schon drei.“

Gleich darauf kam er, mit bereits geöffnetem Rock, leichte Hauspantoffel an den Füßen, in den Hausflur herausgestolpert, und, „Madame!“ hallte es von der Balkendecke nieder.

Von der Küche her kam ein klapperndes Geräusch, wie wenn jemand einen Feuerhaken eiligt auf eine eiserne Herdplatte wirft, und dann eine sanfte, behäbige Stimme, die etwas Schmalzhaftes hatte: „Anne, also auf die Stachelbeeren achten, daß sie mir nicht wieder zu Mus werden. Wo ist Conrad? Conradchen! — Herrgott, Anne, er wird doch nicht — Conrad! —“

„Madame!“ tönte es fortissimo vom Flur herein.

„Nu ja, 's brennt doch nicht? Herr Forstmeister?“

In dem Dämmerlicht hinter der in das obere Stockwerk führenden Treppe bewegte sich etwas.

„Ich komme schon . . .“

Der Hausherr hatte die altmodische Gewohnheit, seine Hausdame, die verwitwete Frau eines Philologen, „Madame“ zu titulieren, und wer die mehr als rundliche Matronengestalt mit dem Spitzhäubchen und den bedächtigen Bewegungen, die dennoch einer gewissen Wucht des Auftretens nicht entbehrten, in den Lichtkreis der vielstärkigen Hallenfenster treten sah, mußte zugeben, daß es keine passendere Anrede für sie geben konnte.

„Nu, Herr Forstmeister, Sie sind ja so in Aufregung?“

„Wo ist das frische Oberhemde, das bis heute Mittag fertig sein sollte, und die gewaschenen Handschuhe? Himmel-donnerwetter . . . In der Stube liegen sie nicht, und . . .“

Frau Dr. Degner blinnte ihren Prinzipal, innerlich, wie es schien, durchaus nicht erschüttert, aus den runden Vogel-Augen an.

„Nu, wo wär'd'n sie sein“, erwiderte sie mit einem leichten Anschlag an den Dialekt jener Gegend, „mit den Handschuhen bin ich soeben fertig geworden. — Riechen Sie nicht den Benzol —? Und für das Oberhemde hab' ich jetzt den Stahl in's Feuer getan.“

Herr von Reichwange rang nach Luft.

„Beinahe sah es aus, als hätte er Lust, mit beiden Füßen zu trampeln, aber wie immer siegte das ritterliche Blut in ihm, so daß er es bei einem: „Himmel-donnerwetter“ bewenden ließ, von dem allerdings die Flurhalle bebt.“

„Ich will doch in's Konzert, zum Kludud, und . . .“

„Ich weiß nicht, warum Sie mich so anschnurren . . .“

sagte die Frau Doktor, durch den glühenden Born des sonst so ruhigen Hausherrn durchaus nicht aus der Fassung gebracht.

Nur ein bißchen verwundert schaute sie drein.

„'s kommt Ihnen doch sonst nicht auf eine halbe Stunde an . . .“

Der Forstmeister hatte sich schon wieder seinem Zimmer zugewandt.

„Rein, weiß Gott, daran haben Sie mich schon gewöhnt“, murkte er, „und früher war's auch nicht anders“, setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu.

In der Zimmertür machte er noch einmal Halt.

„Wo ist Conrad?“

„Gott ja, 's Conradchen.“ Die Hausdame sprach über die Schulter zu ihrem Brotherrn zurück.

Die überstättliche Gestalt ihm ganz zuzuwenden, fiel ihr nicht im Traume ein.

„Ich hab' ihn auch gerufen, aber er kommt nicht. Gewiß ist er mit den Jüngens vom Dorfstrüger zum Weiher baden gegangen.“

Der Hausherr lachte in seinem stillen Born, der seinen Höhepunkt überschritten hat, vor sich hin.

„Ha, ha, so ist's recht, 's wird ja immer schöner. Der verrufene Teich mit seinen Untiefen . . . Sogleich geht Emil ihn holen. Ich will ihn noch sehen, bevor ich fahre. Ich werde ihm das Ohneerlaubnisweggehen schon austreiben.“

„Sie wär'd'n ihn doch nicht schlagen?“

Die Hausdame hatte mit einem starken Ruck nun doch die runde Gestalt herumgedreht und wandte dem Prinzipal ein vollständig entfärbtes Gesicht zu.

Er sah mit einer Art grimmigen Vergnügens zu ihr hinüber.

Es war, wie er aus Erfahrung wußte, der einzige Weg, die Frau Doktor zu größerer Strenge gegen den Wildfang, den sie zärtlich liebte, zu bewegen, wenn er ihn gelegentlich einmal tüchtig „verfloppte“. (Fortsetzung folgt.)

Weidmanns Frühling im Walde.

Kennst du den Wald im zarten Frühlingsgrün,
Wenn leuchtendes Herbstlaub noch den Boden düngt
Und Anemonen, Veilchen und die andern Frühlingskinder
Aus zarten Moosen reden ihre Köpfchen
Und bunte Käfer sich im Fluge haschen? —

Kennst du den Wald?

Wenn hier und da dein Fuß glitscht über nackte Schneeden,
Die Dohle krächzend vor dir feldwärts flieht,
Und Eichelhäus' hurtig baumt von Ast zu Ast,
Am Waldbach noch die Eiseustränge starrt,
Vergebens kämpfend mit des Frühlings Macht?

Kennst du den Wald?

Ein seltsam' Duft dringt jetzt aus Waldes Boden,
— Halb modrig noch, jedoch den Frühling kündend,
Der sich als Lieb die Windsbraut hat erkürt, —
Zu dir empor! Voll Sehnen weiten sich die Lungen
In traumhaft nervenschwingender Frühlingsluft! —

Kennst du den Wald?

Wenn deine Schritte leis' durchs Dickicht gleiten
Und raschelnd' Laub und trockner Ast Knistern
Des Waldes saubrisch' Stille unterbricht.
Wenn Meisen heimlich durch die Sträucher huschen,
Des Spechtes Dämmern aus der Ferne schallt! —

Kennst du den Wald?

Wenn dann im letzten Büschellichtes Schimmer
Der fest'ne Vogel, lautlos dort vorüber streicht
Im Zickzackfluge, und bei Abendsternes Leuchten
Des Käuzchens Ruf unheimlich aus dem Forst erklingt,
Dann atmet tief des echten Weidmanns Brust!

Er kennt den Wald.

Kennt sein geheimnisvolles Räuschen,
Ja, alle Zeichen sind ihm wohl vertraut,
Er möcht' mit keinem Menschen tauschen,
Denn deutscher Wald ist seine liebe Braut.
Sein Horn erschallt: „Horrido, Trala!“
Das Echo hallt: „Frühling ist da!“

Oskar Meyer • Elbing.

Mein Freund, der Buschkaffer.

Episode aus Südwest von G. Koenig (Düsseldorf).

Verirrt im Wüsten. Mensch und Tier fast verstmachtet. Nur der, der in solcher Lage gewesen ist, kann ermessen, wie einem dabei zumute ist. Am Morgen des vorigen Tages hatte ich meine Jagdgefährten verloren, weil mein Maultier, der hochbetagte „Frik“, wieder einmal eine seiner Nudeln gehabt hatte und einfach durchgegangen war. Vergebens hatte ich bis Sonnenuntergang nach den Gefährten und ihren Spuren gesucht. Eine scheußliche Nacht hatte ich verbracht. Vor Kälte zitternd hatte ich mich unter der dünnen Decke hin- und hergeworfen, bis endlich die Sonne wieder erschien. Der Tau, den ich aherja von den Grashalmen leckte, hatte vorübergehend das quälende Durstgefühl gelöscht. Und dann war, kurz nach Sonnenaufgang, die glühende, dörrende Hitze wiedergekommen und mit ihr der Durst — und ein Fieberanfall.

Mittag war nahe. Stumpfsinnig ritt ich dahin, im fiebernden Schädel stechenden Schmerzes. Fast hatte ich die Hoffnung aufgegeben. Zum tausendstenmal ließ ich den Blick rundumschweifen. Nur zu gut kannte ich das Bild der Landschaft. Tagelang kann man dort auf der Hochebene am Oberlauf des Swatop reiten, ohne eine bezeichnende Landmarke zu sehen. Immer daselbe. Hohes Pterograss, abwechselnd mit Sadielbüschen, dazwischen an jenen Stellen, wo in der Regenzeit ein kleines Rivier (Fluß) sich sein leichtes Bett gegraben hatte, neben dem pulvertroddenen Flußbett einige hohe Kameledornbäume, hier und da abgestorbene Baumleichen. Aber all dem der klammernde Sonnenschein der afrikanischen Trockenzeit, der lichtblaue Himmel, an dem zwei Geier, die einzigen sichtbaren lebenden Wesen, faul ihre Kreise beschreiben.

Wo war ich? Seit dem frühen Morgen, als ich im Osten einige Höhenzüge erblickt hatte, die mir bekannt vorkamen, war ich nach Westen geritten. Schon längst hätte ich entweder die hohe Baumgruppe des Weibers von Katjavia, oder die mächtigen Dornbäume von Ovumbo sehen müssen, in deren Schatten wir vor einem Jahre Oberleutnant Reih und seine Reiter zur ewigen Ruhe gebettet hatten, die im Kampf gegen die Hereros gefallen waren. Vor mir tauchten Höhenzüge auf, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte.

Immer höher stieg die Sonne. Immer glühender brannte das Fieber in meinen Adern. Mit tiefhängendem Kopf starrte der alte treue „Frik“ durch das meterhohe dürre Gras. Eintönig raschelte das Gras, knarrte das Sattelzeug. Die Augen fielen mir zu. Ich schwankte im Sattel, fiel —

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Rücken im Graze und starrte mit brennenden Augen in die Sonne. Meine linke Schulter kramerte ganz scheußlich. Neben mir stand „Frik“, zu müde, zu durstig, um zu fressen. Wieder schwand mir die Besinnung.

Die Sonne stand tief am westlichen Himmel, als ich aus dem todesähnlichen Betäubungszustand wieder zu mir kam und mit einem Ruck mich aufrichtete. Meine verzweifelte Lage war mir wieder zu Bewußtsein gekommen. Das Fieber hatte nachgelassen. Dafür war ich aber so schwach, daß ich beim Aufstehen hin und her schwankte wie ein Betrunkener. Die Zunge war geschwollen und lag mir schwer und rauh im Munde. Als ich das Maultier rufen wollte, kam nur ein Krächzen heraus, vor dem ich selbst erschrak. Endlich fand ich das Tier hinter einer Baumgruppe lang ausgestreckt am Boden liegen. Schleunigst loderte ich ihm den Bauch auf und nahm ihm das Kopfzeug ab. Gottseidank, das Tier fraß. Zum Aufstehen zu matt, streckte es den Kopf weit vor und rupfte rund herum die hohen Gräser ab. Ein Glück im Unglück: ohne das Tier wäre ich wohl bestimmt verloren gewesen. Auf gut Glück durchstreichte ich ein kleines Gebüsch in der Nähe. Vielleicht konnte ich einige Tamas (bittere Wassermelon) finden, an deren saftigem Fleisch Mensch und Tier ihren bittersten Durst hätten löschen können.

Melonen fand ich nicht. Dafür aber machte ich eine bedeutend wichtigere Entdeckung. Die Sonne hatte sich bereits hinter den Höhen im Westen versteckt. Wie eine schwarze Hand standen die Konturen der Höhen vor mir. Und plötzlich, als ich zufällig hinsah, blühte irgendwo in den Bergen ein winziges rotes Flämmchen auf, um gleich wieder zu verschwinden. Zunächst dachte ich an eine durch das Fieber verursachte Sinnestäuschung. Schon war ich einige Schritte weitergegangen, als mir ein Gedanke kam, der mir neue Hoffnung einklößte. Sorgfältig trat ich, oder vielmehr schwankte ich in meinen Spuren zurück, zugleich die dunkle Gebirgswand fest im Auge behaltend. Zwei Schritte, drei, vier, — noch immer nichts, fünf, sechs Schritte, — da, wie gebannt bleibe ich stehen und starre nach den Höhen hin: da war das Flämmchen wieder! Es mußte ein kleines Lagerfeuer sein, denn man konnte selbst auf diese weite Entfernung, —

die Höhen waren mindestens eine Meile entfernt, deutlich ein Flämmchen des Lichtpunktes bemerken. Noch eine weitere Entdeckung machte ich. Wenn ich nur zwei Schritte nach rechts und links machte, verschwand das Feuer. Es mußte also im Hintergrunde einer engen Schlucht oder eines Talfessels mit sehr engem Eingang brennen.

Ich will den Leser nicht langweilen mit einem ausführlichen Bericht darüber, wie ich meinen Standpunkt sorgsam markierte, ehe ich mein Maultier holte. Beim letzten Licht der schwindenden Sonne hatte ich mir drei auffallende Bäume als Peilungsmarken gemerkt, die mich zum Eingang der geheimnisvollen Schlucht führen sollten. Dann ging es los. Es muß eine Gedankenübertragung geben zwischen Mensch und Tier. „Frik“, der nur mit Anwendung sanfter Gewalt vom Boden hochzubringen gewesen war, schien zu begreifen, daß etwas ganz Besonderes los war. Seine Schlappheit war schon nach fünf Minuten wie fortgeblasen. Als wir die erste Peilungsmarke, einen abgestorbenen Kameledornbaum, der fast wie ein Fragezeichen geformt war, passiert hatten, riskierte er sogar einen kleinen Bodesturz. Stockfinster war es, als wir die steile Hügelwand erreichten. Die Papiere begannen rechts und links von mir ein besonders aufgeregtes Abendkonzert, als ich abstieg und „Frik“ am Fels, den Sans hinausstieg. Mir war doch einigermassen bekommen zumute: wo war das Feuer geblieben?

Die Erklärung wurde mir ganz plötzlich, als ich auf halber Höhe des Grates einen Pfad fand, der durch einen wie von Menschenhand geformten schmalen Einschnitt in einen weiten Talfessel hinabführte. Und drüben, am jenseitigen Hang, etwa 250 Meter entfernt, flackerte das Feuer, mit röchlichem Lichte die Formen mehrerer Pontods (bienenkorbförmige Hütten der Eingeborenen) aus dem Dunkel der Nacht hervorhebend. Sechs oder sieben dunkle Gestalten saßen am Feuer.

War ich geborgen? Oder lag dort drüben, wo es Wasser gab, köstliche Milch vielleicht, der Tod auf der Lauer? Kaum war ein Jahr vergangen seit dem Vernichtungskampf gegen die Hereros. Immer noch trieben sich verkorpelte Banden von Hereros und Geldkassern in den Bergen umher, die den Farmern als Viehräuber viel zu schaffen machten. Wo man eine versteckte Siedlung dieser Flüchtlinge, die meist mit modernen Gewehren bewaffnet waren, entdeckte, wurde die Landesspolizei oder die Schutztruppe mobil gemacht, um diese letzten bewaffneten Hereros aufzuheben und zur Arbeit auf den Farmen zu zwingen. Auf ein solches Nest von Buschkassern schien ich gestoßen zu sein. Wie würde mein Empfang sein? Würde man einen Besucher des versteckten Zufluchtsortes, der ihn den verhassten „Policemen“ verraten könnte, lebend wieder aus dem Talfessel hinauslassen? Auf einen Kampf war ich nicht vorbereitet, da ich für den kurzen Jagdritt nur einen Rahmen Patronen für meinen Mauserkarabiner mitgenommen hatte. Was tun? Sollte ich zurückkehren und draußen im Wüsten vielleicht verdursten? Oder sollte ich dem blinden Glück vertrauen, versuchen, die schwarzen Knaben zu bluffen?

„Frik“, mein langohrtes Reittier, übernahm die Entscheidung. Wohl ärgerlich darüber, daß sein Herr solange zögerte, hob er den unschönen Nischel, riß das Maul sperrangelweit auf und meldete unsere Ankunft:

„Ne-hanao! Ne-hanao! Ne-hanao!“

Ich weiß nicht, ob der Leser schon einmal einen Maulesel nach Herzenslust hat orgeln hören. Es war grauig, — entsetzlich! Erschreckt schrieen die Papiere. Und drüben am Feuer gab es ein wildes Durcheinander. Wir sprangen die dunklen Gestalten durcheinander, Weiber freischten, Kinder schrieen, dann auf einmal eine Männerstimme:

„Omuritu! Tona, tona! Tona! Tona!“ „Feuer aus! Los, los! Schnell!“

Na, das konnte gut werden! Mobilmachung! Hatten die nun Angst vor mir — oder vor ihnen? Immerhin, jetzt mußte ich hinüber. Flucht konnte die Sache nur verschlimmern, mußte mir den Vorteil der Initiative nehmen. Also, ran an den Sattel!

Das Feuer war verschwunden. Stockfinster war es in dem Talfessel, trotz des klaren Sternenhimmels. Mit schußfertigem Gewehr, das ich möglichst inoffensiv im Arme trug, kletterte ich den steilen Pfad hinab, hinter mir ruschte und stolperte das Unglücksvieh von einem Mauli her. Ab und zu blieb ich stehen und horchte. Nichts war zu hören. Trotzdem war ich überzeugt, daß die Wehrfähigen der Siedlung schon längst auf heißen Sohlen herbeigehuscht waren, um den Störenfried in Augenschein zu nehmen. Es ist ein ganz niederträchtiges Gefühl, wenn man nie genau weiß, ob beim nächsten Atemzug außer der Luft nicht auch noch eine feilschende Speerspitze oder ein Martini-Geschloß sich in die Lunge verirrt! Wenn ich behaupten wollte, daß mir sehr wohl zumute war, dann würde ich lügen.

Jetzt hatte ich die Sohle des Tales erreicht. Gerade

überlegte ich, ob ich nicht einmal einen Anruf versuchen sollte, als ich erschrocken herumfuhr. Von links, wo dicht am Ufer einige etwa mannshohe Klippen lagen, ertönte eine Männerstimme, dieselbe, die vorher den Befehl zum Ausschließen des Feuers gegeben hatte; diesmal klang sie bittend und fragend zugleich:

„Hi! Aubaas! Owe Police?“ „Se, Herr, bist du von der Polizei?“

Ich versuchte ein verwundenes Lachen, das mir, hoffentlich, einigermassen gelang: „Hahaha, ami lat Police! Twenti kilo!“ „Hahaha, nein, ich bin nicht von der Polizei! Komm doch mal her!“

„Owe tona lat?“ „Schlechtest du auch nicht?“ kam es zurück.

Ich wusste nicht, was mir ferner liegen sollte, antwortete aber nur mit einem lächelnden Nein.

Da tauchte über den Klippen eine unendlich lange Gestalt auf und war mit einigen langen Schritten bei mir.

„Ami Kapitän Raju!“ „Ich bin Häuptling Raju!“ stellte der dunkle Ehrenmann, der mich nach allen Dimensionen weit überragte, sich vor.

Damit waren die Präliminarien eingeleitet. Zehn Minuten später sah ich mitten unter zehn baumlangen Buschläffern, darunter auch zwei wenig sympathischen Hottentotten, am neu entzündeten Feuer, trank in tiefen Zügen frische Hiegemilch und sah zu, wie eine schwarzbraune Jungfrau für mich eine frische Antilopenleber brät. Unten an einem Wasserloch hörte ich „Trit“ vor Beaggen stöhnen, während er in tiefen Zügen seinen unerfülllichen Durst stillte. Die Leber schmeckte mir ausgezeichnet. Tiefinnig betrachtete ich den etwas zu hoch geratenen Einschuß. Das Tier war mit einem modernen Gewehr geschossen worden. Kapitän Rajus Versicherung, Schusswaffen seien im Tal nicht vorhanden, mußte mir daher in etwas seltsamem Licht erscheinen. Doch, was ging das mich an?

Gleich nach dem Essen fühlte ich einen neuen Fieberanfall kommen. Ich bat daher Raju, auf den mehrere seiner Genossen dauernd leise eintreten, mir eine Lagerstätte anzuweisen. Schwäche diente ich diesen unsicheren Kantonisten auf keinen Fall zeigen, also lieber mit dem Fieber unter die Decke.

Mit einigen erregten Worten in einem mir unbekannten Dialekt verwies Raju seine Burtschen zur Ruhe und wies mir eine Hütte an. Es war Zeit. Kaum hatte ich mich gesetzt, als Kästelschauern und Zähneklappern mir verkündeten, daß ich in einigen Minuten wehrlos sein würde. Nur mit halbem Bewußtsein hörte ich draußen vor der Hütte noch einen wilden Streit. Zuerst wurde Namaqua (Hottentottisch) gesprochen, das ich nicht verstand. Dann entfernten sich einige der Sprecher und Raju rief ihnen in seiner Erregung in seiner eigenen Sprache zornig nach:

„Ese moji omurumenda, — toba lat, — tubula, tubula, fuziti!“

„Er ist ein guter Mann, — soll nicht sterben, — trolle auch!“

Während ich noch überlegte, ob ich gemeint sei, und ob Raju mich in diesem Falle schützen könne, übermannte mich das Fieber. Als ich wieder erwachte, war die Sonne noch nicht wieder aufgegangen. Ein matter Silberschein, der durch die Ritzen meines Pontoks fiel, blendete das Rohen des Tages. Vorsichtig warf ich einen Blick durch eine Ritze neben dem niedrigen Eingang. Da lag quer vor der Hütte der lange Raju, eine prachtvolle fast neue Lee-Enfieldbüchse im Arm. Und zehn Schritte vor der Hütte sah ich einen hungrigen Burtsche, Rajus Sohn, wie ich später erfuhr, und wachte.

Leise zog ich mich zurück und schlüpfte wieder unter die Decke. Der gute Kerl sollte nicht wissen, daß ich hinter das Geheimnis seiner Bewaffnung gekommen sei. Als er mich etwa eine halbe Stunde später weckte, da war er waffenlos.

Zwei Stunden später brachen wir auf. Raju führte mich zwei Wegstunden über Berg und Tal auf eine Höhe, zeigte ins Tal hinunter und sagte nur lakonisch: „Engurini Kat-jadja!“

Und richtig: dort unten, kaum eine halbe Stunde Weges entfernt, ragten die mächtigen Kugelhüpfen der Bäume über den gelben Teppich der dünnen Savanne empor.

Wie ich meinen Lebensretter beschonnt habe, gehört nicht hierher. Ungezogen habe ich ihn nicht. Im Gegenteil, ich schrieb ihm an jenem Morgen einen Brief an einen mir bekannten Regierungsbeamten, den er dem Führer der Patrouille geben sollte, wenn er mal erwacht würde in seinem Schlupfloch.

Eigenartige Bottschaften sandte mir Raju lange Zeit hindurch. Fast jede zweite Woche lag morgens vor meiner Kammerhütte irgend ein größeres Stück Wildpret. Immer waren die Tiere dem Geschloß einer Lee-Enfield zum Opfer gefallen. So

stattete der Buschläffer Raju, mein Freund, seinen Dank dafür ab, daß ich seinen Mund gehalten hatte.

Doch endlich wurde auch Rajus Sippe entdeckt und eingeleitet. Und da tat mein Brief seine Schuldigkeit. Raju bekam einen guten Posten bei der Verwaltung und auch sein Sohn trug mit Stolz den weißen Schlapphut und die Regierungsarmbünde.

Gern denke ich zurück an die guten Kerle mit der schwarzen Haut und der weißen Seele.

Die Madonna lächelt.

Von Hans Joachim Toll.

Im Lager der Kunstforscher war ein bestiger Streit entbrannt. Aufsätze über Aufsätze füllten Seiten und Spalten der Zeitschriften und Zeitungen, Erklärungen lösten Gegenerklärungen aus, Broschüren, das Thema für und wider behandelnd, lagen in den Schaufenstern der Buchhandlungen. Es war ein großer Streit um eine große Sache.

Um die Madonna, Glanzstück der berühmten Galerie, ging es. Sie wäre, behaupteten die einen, gar nicht ein Werk des großen Meisters. Und sie wäre es doch, sagten die anderen. Kunsthistoriker und Sachverständige von Rang und Namen standen vor dem Bilde, legten Gründe dar, redeten sich in Eifer, hörten abschließend die Ausführungen der Gegner an, und keiner sah das Lächeln, wehe Lächeln der Madonna. Sprachen von Bildhauerei, Maltechnik, Farbmaterie und anderen Dingen, von denen nur der Laie weiß, nahmen den Rahmen von der Wand, hegten ihre klugen Köpfe über die alte Leinwand, betrachteten angestrengt durch scharfe Lupen die Farbreste und sahen es nicht, sahen nicht das milde, gute Lächeln der Madonna. Hingen das Bild an seinen alten Platz, fanden seine Bräute von ja zum nein, vom nein zum ja, machten einander kühle, exakte Verbeugungen und gingen.

Aus dem schweren, reichgeschnittenen Rahmen lächelte die Madonna.

Ein junger Mensch kam durch die stillen Säle. Die Falten des Erntes und der Sorgen des Alltags lagen um seinen Mund. Jemandem, der acht Stunden im lärmenden, unruhigen Fabrikal an laufender Maschine steht oder gebückt an einem Pult sitzt und kalte, nüchterne Zahlen in ein großes Buch schreibt, irgend einer, der eine Spanne Zeit zwischen Pflicht und Zwang nützt, die Galerie zu besuchen.

Auch vor die Madonna trat er und blieb stehen — eine lange, lange Zeit. Ach, er verstand nichts von der Kunst, wusste nichts von ihren Entwicklungsstufen. Hätte ihm jemand den Namen des Künstlers genannt, so hätte er sich nicht zu lauter Begeisterung verpflichtet gefühlt. Es wäre ihm ein Name gewesen wie viele andere und hätte ihm nichts zu sagen gehabt. Aber er sah das Lächeln und etwas unsagbar Zartes, Stilles schien es ihm auszustrahlen, das sich ihm mitteilte und ihn ganz erfüllte. Etwas, dem er in der unendlichen Weite seligen Glücks keinen Namen zu geben vermochte. Etwas, das die Falten, die Alltag und Sorge in seine Mundwinkel gegraben hatten, schwinden ließ, etwas, dem er sich hingab wie dem weichen Duft einer mondablen, blütenstimmenden Frühlingsnacht.

Und steh', da kamen zwei gegangen mit großen, lauten Schritten, ein Paar à la mode. Sie traten neben den jungen Menschen, und der Herr sagte: „Nr. 145! Das ist es!“ Und die Dame sagte: „Herrlich! Ganz wundervoll!“ und rief die Augen groß auf. „Ja“, meinte der Herr, „man muß es gesehen haben, obwohl — du weißt, nicht wahr? — der Streit um die Echtheit... Unsichere Kapitalanlage, so Gemäldel!“ Er lachte medernd auf, und dann gingen die beiden wie jemand, der einen unvermeidlichen Anstandsbesuch gemacht hat.

Der junge Mensch blickte ihnen erstaunt und verwundert nach. Dann sah er zum Bilde auf.

Die Madonna lächelte, und es war, als grüße ihn in ihrem göttlichen Lächeln aus fernem Jahrhundert der tote Meister.

Scherz und Spott

Auf dem Finanzamt. „Wie können Sie behaupten, im letzten Jahr keinen Überschuß erzielt zu haben? Sie haben sich doch ein Auto und ein Landhaus gekauft!“ — „Jawohl, aber dann habe ich eben nichts mehr übrig behalten.“ — „Und wo sind Ihre Spekulationsgewinne geblieben?“ — „Das frage ich mich auch immer!“